

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorbehalt 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Berliner Sozialdemokratie nahm in zehn Versammlungen zur badischen Budgetbewilligung Stellung und verurteilte den Disziplinbruch aufs schärfste.

Die englische Regierung kündigte im Unterhaus die Weiterführung ihres Schreckensregiments in Indien an.

Der Jahrestag der Revolution ging in Barcelona ruhig vorüber.

In Persien hat sich das neue Kabinett konstituiert.

Auf Cuba ist ein Aufstand ausgebrochen.

Königstreue Arbeiterführer

Leipzig, 27. Juli.

Die im englischen Unterhause vor ein paar Tagen stattgefundene Debatte über die königliche Zivilliste hat ein erschreckendes Bild geliefert, wie weit selbst in England die herrschenden Klassen, wie das Volk überhaupt von den monarchistischen Gefühlen und dem Geiste des Byzantinismus in letzter Zeit durchseucht worden sind. Von Balfour bis Lloyd George und von Lloyd George bis Barnes wetteiferten alle Redner in der Verehrung der Monarchie, und die, die vielleicht eine andre Meinung hegten, saßen stumm und wagten ihre republikanische Gesinnung nicht zu bekunden. Einzig Keir Hardie äußerte sich, indem er die Lebensweise der Kinder des Königs als eine von „Lugus und Mühseligkeit“ charakterisierte, in einer Art, die als ein entsetztes Bekenntnis zum Republikanismus aufgefaßt werden könnte, aber auch so schienen seine Worte mehr eine Gelegenheitsbemerkung, als ein Protest gegen die Monarchie zu sein. Die Debatte hatte klar bewiesen, daß die Zeit der republikanischen Ueberzeugungen in England vorbei ist, daß selbst das Stadium der halbverächtlichen Gleichgültigkeit gegenüber der Frage, ob Monarchie oder nicht, längst überwunden ist, und daß der Monarchismus von nun an zur Ausrüstung eines jeden „respectablen“ Menschen, gleichgültig, zu welcher Religion und Gesellschaftsschicht er zählt, gehört.

Ueber den Inhalt der Vorlage über die Zivilliste haben wir bereits früher berichtet. Sie wurde von Herrn George als Kanzler des Schatzamts eingebracht und mit einer kurzen und sachlichen Rede nur sparsam garniert. Danach erhob sich Barnes, der Führer der Arbeiterpartei, um die Uebergabe der beiden Herzogtümer von Lancaster und Cornwall an die Nation zu fordern entsprechend der Denkschrift, die er als Mitglied der Zivillistenkommission verfaßt hatte. Die Forderung ist weder neu noch besonders radikal. Sie wurde bereits 1901, bei der Beratung über

die Zivilliste Eduards VII. von dem Radikalen Labourchere gestellt und ausführlich behandelt. Außerdem war diesmal Barnes bereit, für den Fall, daß das Herzogtum Cornwall dem Thronfolger weggenommen werden sollte, ihm dafür eine Vergütung von 400 000 Mk. jährlich zu gewähren. Ein gewisses Prinzip würde dabei durchgesetzt werden, aber praktisch hätte sich alles, wie auch Balfour, der Führer der Opposition, in seiner Bekämpfung des Antrags wiederholt und mit Recht betonte, auf die Verringerung der Kosten der Krone reduziert. Dasselbe galt auch von der Kritik, die Barnes an dem Hofparasitentum übte. Der königliche Haushalt, so klagte er, ist mit Parasiten besetzt, die im Schatten des Thrones auf Kosten des Volkes fett werden. Die Gehälter müssen herabgesetzt werden. Es sei doch ein schreiendes Unrecht, daß diejenigen, die als das niedrige Personal die wirkliche Arbeit verrichten, so miserabel bezahlt werden, während da oben so viele Sinecuren existieren! Er hoffe (!), daß, indem man diese großen Gehälter bewillige, man auch die Löhne der einfachen Arbeiter und Diener nicht vergessen werde. Man solle angesichts der Rente von 1 400 000 Mk., die der Königin-Mutter (Witwe) gewährt werde, auch die zahlreichen Witwen in den armen Klassen nicht vergessen, die ihre Familien zu unterhalten und ihren Beitrag zu dieser Summe zu liefern haben. Allein er stellte die Berechtigung dieser Rente selbst gar nicht in Frage. Im Gegenteil, er erklärte, er habe die Mittel „freudig“ mitbewilligt, um das Marlborough-House (die bisherige Residenz des Königs Georg) „bewohnbar“ zu machen, damit, wie er hoffe, „Ihre Majestät dort noch viele Jahre wohnen könne in der Verehrung jener, denen sie ein Beispiel eines einfachen Lebens und hohen Charakters gezeigt hat“. Sonst hatte Barnes noch allerhand gegen die sofortige Festlegung der Dotationen für die Kinder des Königs, für den Fall des Mündigwerdens auszuwehnen, weil damit schon jetzt ein Teil der zukünftigen Zivilliste — „möge diese Eventualität noch lange ausbleiben!“ — festgestellt werde. Alles in allem war, wie der parlamentarische Berichterstatter der Daily News treffend bemerkte, der Eindrud der Barnes'schen Kritik ein solcher, daß „die loyalgesinnten Leute ruhig in ihren Betten schlafen können“. Vom Republikanismus, so sagte der Berichterstatter weiter, war nur „der leiseste Hauch zu verspüren, und auch dieser Hauch war vielbedeutend, da Barnes erklärt hat, er hätte dieselbe Kritik geübt, wenn an der Spitze des Staates ein gewählter Präsident sich befunden hätte“.

Nach Barnes sprach Balfour. In seiner Rede war das wertvollste ein Passus, wo er — vielleicht der schärfste Kopf im bürgerlichen England — seine Gründe auseinandersetzte, warum eine Monarchie für England unentbehrlich sei. „Ich vermute“, so erklärte er, „daß unser Gemeinwesen bezw. diese Inseln nicht in ein Chaos herabgesunken wären, wenn wir statt einer Monarchie eine Republik hätten. Aber ich glaube, das Reich hätte sich wohl in das Chaos aufgelöst. Wir könnten nie als Haupt

eines Reiches, das so eigenartig beschaffen ist, wie das unsere, einen erwählten Präsidenten haben. . . Wir könnten nie auf solchen Grundlagen unser britisches Reich verwalten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil, hätten wir einen Präsidenten, der nur von der Wählerschaft dieser Inseln ernannt werden würde, nicht aber von der Wählerschaft der selbstverwaltenden und Kronkolonien, und er auch nicht jenen erblichen Anspruch auf die Treue der Untertanen des Reiches besitzen würde, der von jedermann, der die Lehren der Geschichte verdaut hat, als die natürlichste und bequemste Grundlage des Königtums anerkannt wird.“ In diesen Worten tritt der organische Zusammenhang zwischen dem Imperialismus und der Monarchie, wie er sich in dem Geiste der englischen herrschenden Bourgeoisie wiederpiegelt, klar an den Tag und verhilft uns zum Verständnis der Ursachen, die das gewaltige Anwachen der monarchistischen Gesinnung im heutigen England veranlaßt haben. Wie unfagbar dumm erscheint in diesem Lichte das Liebäugeln mit der Monarchie von seiten der Vertreter einer Klasse, die dem Imperialismus und dem mit ihm verbundenen Militarismus grundsätzlich feindlich gegenübersteht!

Den Gipfel des Byzantinismus aber erreichte die Debatte in den Reden der zwei andern Arbeiterpartei. Walsh und Seddon. Beide unterstützten den Antrag Keir Hardies auf Streichung der eventuellen, aber schon jetzt festgelegten Dotationen der jüngeren Kinder des Königs, die, wie der Antragsteller sich ausgedrückt hatte, „die Erhaltung der königlichen Familie viel zu kostbar machen“. Herr Walsh bemerkte: „Der Führer der Opposition, Balfour, meint, wie es scheint, daß, wenn wir nicht für monarchische Zeremonien viel Geld ausgeben, die Monarchie der großen Gefahr ausgesetzt werden würde, der Berechtigung zu verfallen. Dem ist nicht so. Der verstorbene Monarch, von dem nicht ein Mensch unter Millionen anders als mit der tiefsten Verehrung spricht, hat sich seine hervorragende Popularität durch die Einfachheit seines Lebens erworben. Die Monarchie genießt die Ehrfurcht des Volkes und sie wird sich diese Ehrfurcht nicht einfach mit großen Summen erhalten.“ Der andre Redner, Herr Seddon, ein hervorragendes Mitglied der I. L. P., sagte: „Die Mitglieder der Labour Party kommen aus den Heimen der Arbeiterklasse und sie wissen genau, worauf die Treue des Volkes gegenüber dem Thron beruht. Ihre große Popularität verdankte die Königin Viktoria ihrer Bereitwilligkeit, sich in ihrem Einkommen den veränderten Verhältnissen anzupassen. Die Mitglieder der Labour Party sind ebenso loyal wie selbst die Mitglieder der konservativen Partei. Sie beabsichtigen keinen Angriff auf Seine Majestät oder auf die Ausgaben, die notwendig sind, um den König und seine Familie in der Würde ihrer hohen Stellung zu erhalten. . . Sie haben für Seine Majestät König Georg eine große Dotation bewilligt, und wenn seine Kinder mündig werden und ihre Dienste — wie ich gar nicht zweifle — dem Staate, gleich ihrem er-

Seuiletton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

10) Nachdruck verboten.
„Der alte Senn weiß no von nix!“ fing die Kaffeinerin von neuem an.
„Ah so!“ Der Hochwürdige räusperte sich.
„Der wird schöne Aug'n machen!“ sagte die Kaffeinerin über eine Weile. „Heut' derfragt's ganz Brigen!“
„Was?“ fragte Tobias Wieser zerstreut.
„Daß i do' woa antross'n hab' im Kreuzgang. Bei der Mutter Gottes!“ sagte sie in einem halb entrüsteten, halb wehleidigen Ton.
„Es ist ein Skandal!“ entfuhr es dem Geistlichen.
„Ja. A Skandal! Und a Schand! Und mei' Madl trifft's, so lang sie lebt! Dö hat Ehr' und Namen verlor'n!“ sagte sie traurig.
„Sie hätten das Madel besser hüten sollen, Frau Kaffeiner!“ sprach der Geistliche vorwurfsvoll.
„Kreilich. I woach schon. Aber wer hätt' an so was denkt! Mei' unschuldig's Madl — und in so a Unglück rennen! I überleb's nit!“ heulte sie wieder.
„Wissen Sie bestimmt —“ fragte der Kooperator högernd.
„Wenn i sie derwischt hab'! Und die Zirnhöld Anna aa!“ erwiderte sie entrüstet.
Eine verlegene Pause entstand. Das Weib schaute unter den gesenkten Augenlidern ab und zu lauernd auf den Priester, der finster vor sich hinstarrte. Ob er wohl tun würde, was sie hoffte?
„Wenn i grad' wisset, was i tun soll?“ sagte sie nach einer Weile leuzend.

„Wenn Sie halt mit dem alten Senn reden täten —“ schlug der Geistliche vor.
„Was? I reden mit dem Herrn Senn? Naa, Hochwürden! Dös können's wohl nit im Ernst meinen!“ verwahrte sich die Kaffeinerin ganz empört. „I soll ihm die Schand' von mei' Madl erzähl'n! Daß er mir a Geld gibt und mi aufsi jagt beim Loch! Oder soll i'n vielleicht anbetteln, er soll sein'n Sohn un' Gottes willen mei' Lina heiraten lass'n? Naa, Hochwürden, naa und no amal naa! I bin a arm's Weib und hab' a Tochter, wo i mi schamen muach. Aber dazua bin i mir 'gquat! Und's Madl is mir aa 'gquat!“
„Ja, ja. Das geht wohl nit!“ sagte der Hochwürdige fast eingeschüchelt. „Sie können wohl nit reden mit dem Herrn Senn. Das seh' ich wohl ein.“ Dann stügte er geraume Zeit seinen Kopf in die Hand und dachte nach.
„Glauben Sie, es ist vielleicht besser, ich red' mit dem Herrn Senn?“ sagte er schließlich leise und zögernd.
„Sie?“ rief die Kaffeinerin. Es klang wie ein Jubelschrei. „Sie? Hochwürden, täten Sie's wirklich?“ Sie war von dem Sessel auf die Knie gerutscht und ersaßte mit beiden Händen die Rechte des Priesters. „Sie sein a nobler, edler Mensch! Sie sein a Engel! Vergelt's Gott 'taufendmal!“ Dann bedeckte sie die Hand mit leidenschaftlichen Küffen.
Tobias Wieser hatte sich erhoben und suchte sich von ihr loszumachen. Er war in großer Verlegenheit. Die Leidenschaftlichkeit des Weibes erschreckte ihn. Er errötete wie ein junger Bursch.
„Aber — so berushigen's Ihnen doch, Frau Kaffeiner!“ suchte er sie zu beschwichtigen.
„Jah kann alles no recht werd'n. Auf Ihnen hört der alte Senn. Sie können's ihm sagen, wie's Madl verfährt worden —“
„Ja. Schon gut, Frau Kaffeiner. Schon gut. Ich werde dem Herrn Senn jedenfalls den gestrigen Vorfall im Kreuzgang erzählen.“

„Ja. Und sagen's ihm, wie die Leut' reden über die Lina und daß sie 'grund g'richtet is und loa Ehr' und loan' Namen mehr hat in Brigen!“ Sie sprach energisch und zielbewußt.
„Gehen's jest nach Haus, Frau Kaffeiner. Und kommen Sie morgen wieder zu mir. Ich hoffe, daß ich Ihnen eine gute Antwort bringen kann vom Herrn Senn!“ sagte der Kooperator und reichte ihr die Hand hin.
Es war eine weiße, etwas fettige Hand. Frau Kaffeiner hatte schon viel Gutes von ihr empfangen. Aber noch nie war sie so von Herzen dankbar gewesen wie in diesem Augenblick.
Sie hatte eine große Angst durchgemacht, eine tiefe innere Herzensangst. Gestern abend hatte sie ein gewagtes Spiel gespielt. Es galt das Glück ihres Kindes zu sichern. Sie glaubte dieses Spiel schon verloren zu haben. Wenn es noch möglich war, das heiß erstrebte Glück zu erobern, so konnte das nur durch den Einfluß dieses Priesters geschehen. Das wußte sie.
Als Frau Katharina Kaffeiner die Tür hinter sich geschlossen hatte, setzte sich der Kooperator schwer atmend auf einen Sessel nieder. Es fiel ihm nicht leicht, den Gang zu Michael Senn zu machen. Aber er hielt es für seine Pflicht. Er mußte tun, was er konnte, um eine Seele zu retten. Die Seele der Lina Kaffeiner ging vielleicht verloren, wenn das Mädchen haltlos dem Kampf um Ehre und Glück preisgegeben war.
Tobias Wieser gehört seinem Beruf mit Leib und Seele. Er säente keine Mühe, wenn er eine heilige Pflicht vor sich zu haben glaubte. Auch diesmal erschien es ihm als eine solche Pflicht. Er preßte die Lippen fest aufeinander und richtete sich energisch in die Höhe. Das pflögte er immer zu tun, wenn er mit einem endgültigen Entschluß fertig geworden war. Rasch stand er nun von dem Sessel auf und ging in das Refektorium des Pfarrhauses hinunter, um dort sein Frühstück einzunehmen.